

Beilage zur Weisert-Zeitung

Nr. 245

Mittwoch, am 20. Oktober 1926

92. Jahrgang

Der Lambour von Basel.

Historische Skizze von Walter Jensen.

Sie hatten ihn also gefaßt, die Schergen der trügigen Stadt Speyer. Hatten den hübschesten Kerl vom ganzen Oberrhein, den Lambour Anton Wiesendanger aus Basel, hinter Schloß und Riegel gesetzt, weil er statt seine Trommel ein Mädchenberz gerührt hatte; strafverschärfend war, daß dieses Herz des Stadtvogts Tochter, der ehr- und tugendhaften Jungfrau Ursula Leitgerberin zu eigen war. Wie das geschah? Was nützt es zu fragen, wenn ein Blig gezündet hat, aus welcher Wolke er wohl hergekommen sei? Aber die Speyerer kannten bei solchen Ereignissen keinen Spaß. Ja, wäre es ein braver, eingefessener Schmied oder Lohgerber gewesen, oder sonst ein ehrlich Gewerbe Treibender! Aber ein durchziehender Musikant, dessen einziges Verdienst um die Menschheit darin bestand, daß er ein Kalbsfell zu Schanden schlug, der konnte wahrlich die brave Ursula nicht wieder zu Ehren bringen! Solch schwerwiegender Fall war nach speyerischem Brauch durch den Henker zu bereinigen.

Ein Trommelwirbel riß den geruhig in seinem Verließ auf hartem Boden schlafenden Anton aus seinem Morgen schlummer. Er konnte gerade noch sagen „O weh, was haben die Speyerer schlechte Lambouren“, da wurde die Tür aufgerissen, und herein traten der Henker und ein Magistratsbeamter. Der Henker in Rot, die Magistratsperson in Schwarz mit spanischem Kragen. Ein zweiter Trommelwirbel — Anton hielt sich die Ohren zu. Dann las der Beamte nährend aus einem Pergament. Aber da die Schrift in einwandfreiem Amtsdeutsch abgefaßt war, verstand Anton wenig davon. Ein Satz allerdings war ganz unmißverständlich, nämlich der, daß Anton Wiesendanger aus Basel geköpft werden solle. Ein neuer Trommelwirbel ließ den Verurteilten erschauern, der sich wiederum die Ohren mit seinen Daumen zugestopfte. Dann fragte der Näselnde nach dem letzten Wunsch des dem Tode Verfallenen. Anton erkundigte sich, ob die draußen rollenden Trommler berufen seien, ihm das letzte Geleit zu geben, und als er die Bestätigung dieser billigen Vermutung hatte, sagte er: „Dann wünsche ich als Letztes, daß — wenn Ihr zu Speyer keine besseren Trommler habt — ich mir selbst den Trommelmarsch schlagen darf!“

Man trug den sonderbaren Wunsch dem Stadtvogt vor, und da der Geistliche, der dem Verurteilten auf seinem letzten Gang bestehen sollte, sich für ihn verwandte, sah bald darauf die alte Kaiserstadt einen seltsamen Zug zum Tor hinaus dem Richtplatz zu marschieren: Der Delinquent, einen Strich um den Hals, sonst ungefaßt, hatte eine Trommel umgehängt und schlug den Marsch, das Armesänderglöcklein überhörend. Gewitter schlug er aus seiner Trommel. Wortlos zog die Menge mit ihm, der mit festem Schritt den Boden stampfte, als zöge er zu Ruhm und Ehre. Und manches schöne Kind wachte sich verstoßen die Augen, weil dieses junge Leben in Minuten enden sollte.

Am Richtplatz angekommen, wollte man dem Anton Wiesendanger die Trommel abnehmen. Er bat, man möge sie ihm eine kleine Weile lassen, und nun schlug er einen neuen Trommelmarsch: Kataplan, Kataplan, Kataplan plan plan . . . Es war

wie ein Gebet in hochgewölbtem Dom, und alles stand ergriffen. Dann wieder strichen die Schlegel weich und liebevoll das Kalbsfell, daß es klang, wie wenn Turkeltauben gurken. Der Henker suchte heute zum ersten Male seinem Dienst. Und sogar dem alten Leitgerber fiel eine Träne auf den grauen Bart. Dort stand der Mensch, der ihn um seinen Stolz gebracht. Seit Wochen hatte er nichts anderes gedacht als Rache, und nun mußte er sich gefallen, daß er nichts sehnsüchtiger wünschte, als daß ein Wunder geschehe und dem armen Sänder das Leben schenke.

Und das Wunder kam: Mit aufgelöstem Haar bahnte sich ein schreiendes Mädchen ihren Weg durch die Menge: Ursula, vom Vater wohlverwahrt, hatte doch den Weg zur Freiheit gefunden. Sie schrie von weitem: „Haltet ein! Ich will ihn haben. Er ist mein! Niemand darf ihm ein Leid tun, wenn ihn die zum Manne begehrt, ob der er gerichtet wurde! So steht es im Gesetz!“

Der alte Stadtvogt wollte vor Scham versinken; aber er erinnerte sich nur zu gut, daß er selber mit diesem Gedanken gespielt hatte — ganz insgeheim und tief im Herzen, wo kaum er selber sich zurecht finden konnte. Er war sonst ein nüchternster, kluger Mann und mochte wohl auch bedenken, daß die Ehre seiner Tochter vom lebenden Anton doch leichter wiederherzustellen war, als vom toten. Kurz: er machte gute Miene zu diesem Schicksalspiel, und so geschah es, daß der Delinquent sich nicht allein selbst zum Richtplatz hinausgetrommelt hatte, sondern daß er sich nun auch selber das musikalische Rückgeleit gab. Die Raben aber, die schon lustern das Galgenholz umkreist hatten, mußten für dieses Mal leer abziehen.

Eine Bedingung freilich mußte Anton Wiesendanger eingehen, ehe er endgültig begnadigt wurde, nämlich, daß er nicht nur die Ursula Leitgerberin auf der Stelle heiratete, sondern sich auch auf Lebenszeit der Stadt Speyer als Haupt der Stadtpfeifer verpflichtete. — Als solcher starb er hochbetagt, und sein größter Kummer auf dem Totenbette war, daß bei seiner Bestattung ein Anderer nolgedrungen an der Spitze der Stadtpfeifer einhermarschieren mußte.

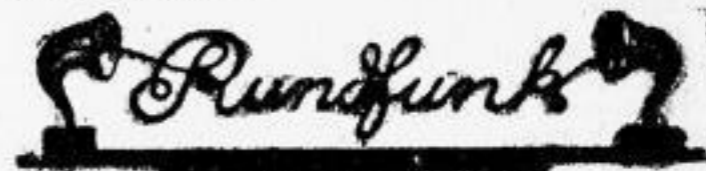
Platinentdeckungen eines deutschen Forschers.

Vor dem Weltkrieg brauchte die gesamte Menschheit jährlich 7000 Kilogramm Platin. Seit die Erzeugung des Uralplatin wegfiel, wurde dieser Bedarf nicht wieder gedeckt. Das wirkte sich im Preise aus, denn der Weltmarktpreis stieg von sechs Mark auf fünfzehn Mark. Und da man das Platin bis jetzt nur in Sanden und Riesen, also in sogenannten Seifen, fand und daraus gewann, entstand die Gefahr, daß die Vorräte erschöpft würden. Nun hat ein deutscher Bergassessor S. Merensky Lagerstätten platinhaltiger Gesteine in Transvaal gefunden. Neben Platin fanden sich Palladium, Iridium, Osmium, Rhodium, Ruthenium in solchem Maße, daß man diese seltenen Metalle, voran das Platin, unmittelbar aus dem Gestein gewinnen kann. Das Gebiet, in dem das Platin gefunden worden ist, umfaßt 80 000 Quadratkilometer. Es gibt röhrenförmige Vorkommen, alte Vulkanische Schlote mit Olivafelsen und dann lagerartiges Auftreten in Schicht-

form, gekennzeichnet durch den Tiger-Urrit. In den Schlotten findet sich das Platin in Kristallen und Körnern von sieben Millimeter Durchmesser. Es findet sich im Durchschnitt auf eine Tonne Gestein eine Platinmenge von 8—10 Gramm. Beim schichtenförmigen Auftreten kommt das Platin als Arsenverbindung mit schwefeligen Nickel-Kupfererzen zusammen vor, und zwar ist es in diesen Erzen fein verteilt. Man hat pro Tonne 5—10, mitunter auch 13—20 Gramm Platin gefunden. Diese Platinlager wies man bis jetzt auf einer Länge von 200 Kilometer nach. Auch in Seifen findet sich Platin. Die Bodenverhältnisse lassen ein günstiges Auffließen und einen guten Abbau voraussagen.

Buntes Allerlei.

Noran Nios-Hans zugrunde ging. Das dänische Witzblatt „Nios-Hans“ ist vor kurzem eingegangen, und zwar aus einem Grunde, aus dem wohl selten ein Witzblatt sein Erscheinen einzustellen sich genötigt sah, nämlich, weil es keinen Stoff mehr hatte. Der Zeichner Alfred Schmidt, dem es obgelegen hatte, die politischen Satiren im Bilde festzuhalten, saß darüber mit unverkennbarer Bitterkeit, die allerdings auch nicht des Humors entbehrt: „Die Leute von heute haben keine Gesichter mehr. In unserm Ministerium gibt es ein paar lange Härte, die man karikieren kann, und dann Frau Rina Bang, die den Zeichner reizt, weil sie ein weiblicher Minister ist; aber sonst ist doch auch nichts mit ihr los. Und von diesen drei Modellen kann kein Witzblatt leben.“ Und so segnete Nios-Hans das Zeitliche



Mittwoch, 20. Oktober.

3.00—4.00: Deutsche Welle, Berlin. * 3.00—3.35: Englisch. * 4.30—6.00: Nachmittagskonzert. * 6.30—6.45: Morsetelegraph. * 6.45—7.00: Arbeitsmarktbericht des Sächsischen Landeskamers für Arbeitsversorgung. * 7.15—7.45: Vortrag des Ärztlichen Bezirksvereins Dresden: Die angeborene Hüftgelenkverrenkung und die wichtigsten Gehirn- und Rückenmarkslähmungen. * 7.45—8.15: Geh. Justizrat F. Walde, Ministerialrat im Justizministerium Dresden: Jugendstrafrecht. Geldstrafengesetz. Strafvollzugsgrundsätze. * 8.15: Wettervorausgabe. * 8.15: Abendkonzert der Dresdener Rundfunkkapelle. Dirigent: Gustav Agunte. * 10.00: Pressebericht und Sportfunk. * 10.15 bis 12.00: Lausmusik.

Im Spätsommer der Liebe.

23. Fortsetzung.

„Ja. Haben der gnädige Herr Befehle?“

„Frau von Kronau besitzt wunderbar kleine Hände und vermischt seit einiger Zeit einen grauen, dänischen Handschuh. Den andern, welcher vermutlich noch vorhanden ist, möchte ich gern. Es handelt sich um ein verlorenes Viellebchen. Ich will ein Dugend Paar solche dänische Handschuhe bestellen für eine Dame, deren Hand auch auffallend klein ist. Die Betreffende fand viel Gefallen an der Farbe und dem entzückend weichen Leder. Doch bedürfte ich dann des Musters. Mademoiselle Annette kann es mir vielleicht auf einige Tage verschaffen?“

„O gewiß, gnädiger Herr! Ich gebe ihr heute noch den Auftrag.“

„Ist Ihnen vielleicht bekannt, ob Ihr Herr mit Therese Gusenbauer Geschäfte machte?“

„Ja. Er steckte ziemlich tief bei ihr in Schulden. Die alte Bucherin war mehrmals daran, ihm die Gurgel zuzuschneiden.“

„Wissen Sie zufällig, wann der junge Herr zuletzt bei der Alten war?“

„An dem Tage vor ihrem Tode. Er kam sehr mißgestimmt nach Hause, brachte aber doch Geld mit und zahlte mir einen Teil meines Lohnes, weshalb ich vermutete, daß er etwas verseyte.“

„Und blieb dann daheim?“

„Nein, das tat er nur in Ausnahmefällen. Er ging fort und kam erst gegen Morgen wieder.“

„Ich bin sehr zufrieden mit Ihnen, Jean, sehr zufrieden! Lassen Sie mich jetzt allein!“

Nach mehreren Goldstücke folgten den bereits gewordenen.

Holl schloß sich ein und las mit höchstem Interesse zuerst Estellas Briefe. Sie schilderte alle Phasen der verzehrenden Leidenschaft einer Frau, die sich dem Herbst des Lebens nähert und den fliehenden Sommer mit verzweifelter Angst festhalten möchte, die von der Jugend nicht lassen will und doch fühlt, daß die letzten Rosen bald welken und die ewige Ede kommt.

„Berliebte Tollheiten einer alternden Närrin!“ spottete Kronau, die Briefe zurückstosend. Da fiel einer zu Boden den er noch nicht gelesen hatte. Dieser mußte in arger Aufregung geschrieben sein. Die sonst so zierlichen, lesten Schriftzüge sahen ganz kraus und unregelmäßig aus. Von dem Schreiben war die eine Hälfte abgerissen, die andere arg zerknüllt.

Mit Mühe und Rot entzifferte Holl endlich:

„Du überhäuft mich mit ungerechten Vorwürfen. Die Art, wie Du Dich über meine Ablehnung Deiner Bitte und über das „kleine Almosen“, welches ich sandte, beklagst, hat etwas unsäglich Demütigendes für mich, und nicht minder demütigend war schon die Form,

in welcher Du meine Hilfe beanspruchtest. Und dennoch müßtest Du doch wissen, daß ich zu jedem Opfer bereit gewesen wäre und eben mit dem besten Willen nicht mehr aufstreiben konnte. Mein einst so wertvoller Schmuck enthielt nur mehr wenig echte Steine. Die meisten sind längst durch kunstvolle Imitationen ersetzt. Was noch an Edelsteinen und Perlen vorhanden war, ließ ich ausbrechen, erhielt aber nicht mehr als eintausendvierhundert Mark dafür, anstatt der von dir benötigten zwanzigtausend. Mein Stiefsohn, an welchen ich mich — Gott weiß, mit welcher Ueberwindung! — um ein Darlehn in dieser Höhe wendete, schlug mein Gesuch kurz ab. So sandte ich Dir das wenige in der Meinung, wenig wäre besser als nichts und Du würdest meinen guten Willen daraus ersehen. Deshalb erwähnte ich auch das bereits früher Geschehene, um Dich zu überzeugen, daß ich nicht etwa böswillig verweigere, was zu tun in meiner Macht steht, sondern daß ich eben nicht weitergehen kann.

Daß ich Dich an bereits gebrachte Opfer mahnte, ist der einzig berechnete Deiner Vorwürfe. Hier schlage ich an meine Brust. Es war gefehlt und ungart. Das wenige wurde nicht mehr davon. — Was ging's Dich auch an, woher ich es nahm? — Das alles hat etwas so schändlich Demütigendes, daß ich es nicht mehr ertragen kann. Irgend etwas muß geschehen — doch suche ich vergebens Tag und Nacht nach einem Ausweg aus diesem Wirrsal!

Geldangelegenheiten sind peinlich in jeder Richtung, solange es nicht ganz selbstverständlich ist, daß man ohne Bitte und ohne Dank gibt und nimmt. Solche Erübung konnte nicht ausbleiben und wird, das fühle ich, noch schlimmer kommen, bis sich auch der letzte Sonnenstrahl verbirgt, von dem mir Licht und Wärme wurde. Das macht die entsetzliche Halbheit unseres innerlich Natürlichsten und der Unzulässigkeit desselben im äußeren Leben. Es muß anders werden! Aber wie — wie — wie? — Ich werde noch wahnsinnig über diese Frage, auf die keine Antwort zu finden ist. Tausend heiße Küsse, mein Lieber, Geliebter.

Deine Stella.“

„Das scheint auf eine Bestätigung meiner Ahnungen zu deuten,“ flüsterte der Bankier mit hämischem Lächeln vor sich hin. „Sehen wir weiter.“

Die Briefe des Generals waren schroffe Abweisungen seines Kessens.

„Nachdem, was ich bereits für Dich tat, ist es der Gipfel der Unverschämtheit“, schrieb Augustus, „daß Du wagst, mich um Dedung einer Schuldenlast von zwanzigtausend Mark zu ersuchen und noch dazu, wie ich nicht bezweifle, zum größten Teile Spielschulden. Da sage ich ganz entschieden „nein“. So die Verschwendung und Faulheit unterstützen, hieße wie ein Schwachsinntiger handeln und wäre ein Diebstahl an denen, die unverschuldet in Not geraten und der Hilfe würdiger sind.“

Wenn Dein Vater Dir helfen kann und will, so möge er sein letztes Anrecht auf Böhlaus opfern, vorausgesetzt, daß er überhaupt noch ein solches besitzt, was ich kaum glaube. Ich lehne es ab, die von Dir erbetene Bürgschaft zu übernehmen, und werde Dir nicht gestatten, mich ebenfalls zugrunde zu richten. Von mir hast Du unter solchen Umständen nichts zu erwarten. Das gilt ein für allemal!“

„Sieh, wie sich ein Glied der Kette hübsch und glatt in das andere fügt! Da sammle ich wertvolles Material!“ murmelte Holl, mit dem Lächeln eines Mephisto am die schmalen Lippen.

„Nun noch das Wichtigste!“

Er griff nach dem Briefe der Therese Gusenbauer. Dessen Inhalt zu enträseln, kostete Mühe. Das Papier war arg angebraunt, die Schrift schwer und schlecht lesbar, fast jedes Wort unorthographisch geschrieben.

Bis gegen Morgen buchstabierte Kronau sorgfältig. Die Bucherin verlangte energisch Bezahlung eines Wechsels über zwanzigtausend Mark und verweigerte die Prolongation.

„Ich bin eine arme Frau, die ihr Geld schwer genug verdient und von allen Seiten betrogen wird. Mit dem Wechsel stimmt allem Anscheine nach auch was nicht. Wenn er spätestens bis übermorgen nicht eingelöst ist, so gehe ich zu dem, auf dessen Namen er ausgestellt ist, und erkundige mich nach der Echtheit der Unterschrift, die mir nicht ganz zweifellos vorkommt. Ich habe nichts wegzuworfen und viele Tausende erst gar nicht. Entweder bis morgen mein Geld,zuschlägig der Zinsen, oder ich gehe der Sache auf den Grund.“

Therese Gusenbauer.“

Lange noch sah Herr von Kronau, die Briefe immer von neuem lesend, ihren Inhalt vergleichend und darüber nachsinnend.

Gieberhafter Glanz leuchtete aus seinen Augen.

„Es ist ganz klar“, flüsterte er, die Briefe in den Geldschrank verschließend, „alles trifft zu. Die Gusenbauer hatte einen falschen Wechsel von ihm in den Händen. Er konnte ihn nicht einlösen, und sie verweigerte die Herausgabe. Meine schöne Stiefmutter hätte natürlich dem Adonis gern geholfen, konnte aber das erforderliche Kapital nicht flüssig machen, denn sie ruiniert sich ja schon seit Jahren und hatte ihre Diamanten längst geopfert. Ich war auch so ungalant, ihr die bescheidene Bitte um ein Darlehn von zwanzigtausend Mark rundweg abzuschlagen. — Was blieb dem verhätschelten Frauenliebhaber demnach anderes übrig, als Selbsthilfe, wenn er nicht vom Schauplatz seiner Triumphe abtreten wollte, um ins Ruchthaus zu wandern? — Mein Weg zu Mary Randolph ist frei. Die beteiligten Personen sind nichts weiter als Drahtpuppen, die sich bewegen müssen, je nachdem ich stehe.“

Der gewünschte Handschuh wurde auch einige Tage später von Mademoiselle Annette dem Bedienten Jean gebracht und von diesem dem Bankier übergeben.

(Fortsetzung folgt.)

Nus der Heimat

Halbmonats-Bellage zur „Weißeritz-Zeitung“

Das Dippoldiswaldaer Schloß.

Von Siegfried Störner, Dresden.

(Schluß)

Das andere schickliche Haus gehört dem General Major von Winckelmann und möchte etwas besser beschaffen seyn. Wir haben es inwendig nicht besichtigen können, aber soviel wahrgenommen, daß es sehr schmal an Front, nicht durchgängig massiv und nicht geräumig genug ist. Es steht nicht frei wie ersteres und steckt zwischen anderen schlechten Gebäuden, wodurch es Feuersgefahr sehr exponirt wird. Zudem ist es auch nicht völlig feil, und der Beamte glaubt, daß es unter 1000 Thalern nicht verkauft würde Es müßte inwendig geändert und mit Bequemlichkeiten, die ein Amts Haus erfordert, versehen werden.

Beide Häuser gehören unter den hiesigen Stadtrat, und man gab vor, daß die Abgaben, die darauf ruhten, durch die Gebräude (Braurecht!), die sie hätten, ausgeglichen würden.

Soviel ist gewiß, Ew. Churf. Durchlaucht können allemahl incl. des Kaufgeldes auf einen Aufwand von 1500 Thalern rechnen, ehe eines dieser Gebäude als Amtshaus zu gebrauchen seyn möchte. Und der Bewohner wird sich dennoch sehr schlecht und eng darin behelfen müssen. Hat er Familie, hält er Officianten, denen er Quartier und Tisch gibt, hat er Wagen und Geschirr, so ist es, besonders in den Schreiberschen Hause ganz und gar unmöglich, darin zu subsistiren, und die Beschwerden darüber würden nicht länger ausbleiben, bis ein Beamter dieses Haus würcklich bewohnen sollte.

Der jetzige Amtmann können sich das (den Ankauf eines besonderen Amtshauses) zwar wohl gefallen lassen, da er sein wohl eingerichtetes Eigenthum hat und daher weder das Schloß noch ein Amtshaus brauchet und in letzteres dann nur die Ambtsstube vom Schloß zu verlegen hätte . . .

Bei dem ohngefahren Ueberschlag, diese Häuser in ein Amtshaus zu verwandeln, haben wir mit auf die Dienste der Unterthanen gerechnet, ob wir schon nicht wissen, wiesern sich selbige Dienste zu einem Bürgerhaus zu thun weigern dürfften . . .

Wenn die vorgeschlagene Schloß Reparatur tüchtig erfolgt, wenn der Beamte fortfährt, denjenigen Theil des Schloßes gehörig zu unterhalten, den er als seine Wohnung — ob sie schon ledig steht — in guten Stande untadelhaft zu übergeben laut seiner Pachtverschreibungen verspricht, so haben Ew. Churf. Durchlaucht auf lange Zeit keine Reparaturen in diesem Schloße zu besorgen, welches, wie jedermann einräumen

muß, ein festes, Markes und mit den schönsten Kellern auch fast durchgängig gewölbten Parterre versehenes Gebäude ist, den es mehrestheils nur an Unterhaltung der Dachungen gefehlt hat.

Das Schloß abtragen zu lassen, würde weit mehr kosten als die Unterhaltung auf viele Jahre, das Erlös des Materials, von dem ein großer Theil bei alten guten Mauerwerk zu Schaden geht, würde nur $\frac{1}{8}$ der Abtragungs-Kosten decken . . . weil überdieß Dippoldiswalda nicht der Ort zu seyn scheint, wo sich Liebhaber und Abnehmer finden möchten.

Dächte man endlich, den Abtragungsaufwand gar zu ersparen und es von selbst eingehen zu lassen, oder nur Ziegeldach, Sparrwerk, Fenster, Oefen, Thüren und andere Eingebäude abzubrechen und herauszunehmen, deren Verkauf die Abreibungskosten ziemlich ausgleichen würden, so müßte das Mauerwerk wüste stehen bleiben und würde, da das Schloß ein Theil der Stadt ausmacht, so wie das Freybergische, einen ebenso traurigen wie verödeten Anblick geben.

Wird das Schloß beibehalten, so lassen sich unter der Amtsstube in den Gewölben die Gefängnisse und darüber eine Wohnung vor den Amtsfrohn anbringen, außerdem müßte die Frohnfeste fast ganz neu gebauet werden. Die Reparaturen würden 300 Thaler kosten, die Frohnfeste 459 Thaler, der Kauf eines neuen Amtshauses 1500 Thaler und die Schloß-Abtragungs-Kosten . . .

Trotz dieses sehr überzeugenden Berichts der beiden Landbauschreiber geht der Amtmann von seinem Gedanken, daß man das neue Schloß abbrechen solle, nicht ab. Am 28. Dez. 1772 schreibt er wieder nach Dresden, daß bei der letzten Besichtigung der Gebäude durch den Kreishauptmann von Carlowitz nochmals der Gedanke gekommen sei, ob es nicht allein zur Ersparung der großen Baukosten, sondern auch zur Sicherung der Amtsstube, des Archivs und des Depositenkastens, die alle in dem unbewohnten, baufälligen Schloßflügel in schlechter Verwahrung sich befänden, weit besser sei, wenn in dem Teile des Schlosses, den er bewohnte und der sich in gutem Zustande befand, folgende Veränderungen geschaffen würden:

1. Das unterste Stock, das durchgängig gewölbt war, könnte der Amtsfrohn 3. T. als Wohnung bekommen.
2. Daneben sollte eine Arrestantenstube nebst einigen Behältnissen für sehr schwere Gefangene angelegt werden.
3. In der 1. Etage, die ebenfalls durch und durch gewölbt war, sollten Amts- und Kommissionsstuben, Archiv und Depositen untergebracht werden.
4. In der 2. und 3. Etage könnte das Zinsgetreide ausgeschüttet werden.
5. Dafür sollte dem Beamten eine Wohnung in der Stadt oder ein jährlicher Hauszins (Wohnungsgeld) gegeben werden, das sich bei dem geringen Preise der Häuser nur auf jährlich 25 Taler belaufen würde.
6. Das ganze übrige Schloß sollte entweder dem Meistbietenden zur Abtragung übergeben werden, oder man sollte es verfallen lassen.

Vier Jahre vergehen, ohne daß sich das hochweise Kammerkollegium zu irgend einem Entschlusse aufraffen kann. Da erbietet sich im September 1776 der wirkliche Geheime Rat und Generalpostmeister Rudolf von Schönberg auf Reichstädt, unter Zahlung von 40 Talern für die Baumaterialien das sogenannte Neue Schloß zu kaufen und abtragen zu lassen unter der Bedingung, daß die Amtsuntertanen die dazu nötigen Spann- und Handdienste verrichten müßten und ihm 60 Rüststangen unentgeltlich verabreicht würden.

Es war damals schon ein Teil des neuen Schlosses durch den Amtschreiber Sieber abgetragen worden, so daß es sich bei dem Angebot des Schönbergers nur um den 30 Schritt langen Flügel handelte. Der Generalpostmeister war damals gerade mit der Erbauung des Reichstädter Schlosses beschäftigt und wollte dabei das Altmaterial vom Dippoldiswaldaer Schloß verwenden.

Das Kammerkollegium läßt dieses Schönbergische Angebot durch den Landbauschreiber Franck prüfen. Dieser berichtet unterm 7. Januar 1777. Wir erfahren aus der Eingabe, daß das neue Schloß im Hofe stand, 7 Fenster lang und 3 Stockwerk hoch war, bez. auf der Gartenseite, wo die Keller als Souterrains anzusehen waren, sogar vier Stockwerke hatte. Die Mauern waren 2 Ellen stark. Das Gebäude wäre nur noch als Magazin zu gebrauchen gewesen. Franck schätzt den Wert des Altmaterials bei Abbruch auf 378 Taler, davon 159 Abfragungskosten abgezogen, bleiben immer noch 219 Taler Ueberschuß, während der Schönberger nur 40 Taler geboten und auch noch die Rüststangen gefordert hatte.

Da sich die Angelegenheit fast ein Jahr hinzieht, nimmt Herr von Schönberg am 1. November 1777 sein Angebot zurück. Es hatte für ihn keinen Wert mehr, weil sein Schloßbau in Reichstädt inzwischen wohl fast vollendet war. Da findet sich ein neuer Käufer: Der Kammerat Lippold auf Reinhardtsgrimma erbietet sich zur Abtragung „sothanan Stück Schlosses und Erkaufung derer noch übrigen Baumaterialien vor 80 Taler.“ Diese sollten Verwendung finden bei der Errichtung einiger neuer Wirtschaftsgebäude auf dem Schlosse zu Reinhardtsgrimma.

Ob Lippold das Gebäude zum Abbruch bekommen hat, darüber schweigen sich die Akten aus. Wir hören dann nur noch, wie man Erörterungen anstellt, ob das neue Schloß sich etwa als Kornhaus verwenden lasse, „indem man in guten Jahren den Ueberschuß zur Versorgung der Freyberger Gegend bei Mangel darin aufbewahren könne“. Dabei wird die Größe des Gebäudes mit 48 Ellen Länge und 20 Ellen Breite angegeben. Das Gutachten weist auch diesen Vorschlag zurück. Der Einsturz sei so drohend, daß er jeden Augenblick erfolgen könne. Ausbesserung sei unmöglich, es bleibe nur das Niederreißen übrig. Wolle man ein Kornhaus einrichten, so sei dazu das alte Schloß gut geeignet. Immerhin würden auch hier 4—600 Taler Kosten bei der nötigen baulichen Veränderung entstehen.

Damit ist endlich das Geschick des „Neuen Schlosses“ entschieden.

gegeben
läufigen
besteht.
gewerbe
solange
beginn g
find bei

abend in

— 2

Tharandt
Jahre (!
fahren.
kummer

„Sächsisch
vermittlun
Bau von
beachtens
werden
produktiv
Staat zu
für Wer
jahrdarle
wohnung
zugunster
Darlehen
tiven Er
halb 10
gungsdau
lehen au
mit 2 P
nicht kün
Darlehen
Kündigun
erfolgt d
auf das
ferner e
Landes d
von 50
wohnt u
fragung

Landarbei
suchte m
das alles
mordung
mit ihm
Das Sch
5 Mona
Strafe
Mann c

Nie
Gasthof
des Bra
am Don
beordert

Red
Montag

Geis
Dresdne
einem H
kamen
in Ansp
verantw
dürften,
Hundebe
sichfiat c

Rab
zeit gew
Errichtun
Wasserk
Wasserb
Stadtteil

Eine Wanderung durch das Simmligtal.

Von Siegfried Störzner—Dresden.

Unter den zahlreichen lieblichen Flußtalern des östlichen Erzgebirges steht nach landschaftlicher Schönheit und Unberührtheit das Simmligtal an erster Stelle. Wenn auch mehrere markierte Wege eine Strecke dem Fließchen folgen oder sein Tal kreuzen, wie der mit einem roten Kreuze versehene Höhenweg, so ist es leider nur wenig Wanderfreunden bekannt. Und doch ist es wert, einmal von der Quelle bis zur Mündung dem klaren, forellenreichen Wasser nachzugehen, dessen Name in letzter Zeit viel genannt worden ist: Zuerst durch die geradezu mustergültige Errichtung der Freitaler Jugendherberge in der Schmutzlermühle, die auch uns zur Wanderung durch das Tal einen trefflichen Stützpunkt bieten will, und dann durch die erst kürzlich als Regierungsprojekt in der Presse viel erörterte Erbauung einer großen Simmligtalsperre bei Lichtenberg. Diese soll 6,7 Millionen Kubikmeter fassen, also nur etwa 2 Millionen weniger als unsere Maltersperre. Zweck der Anlage ist die Trinkwasserversorgung von Freiberg und Umgegend.

Mit viel Eile ohne Weile bringt uns der Morgenzug von Dippoldiswalde hinauf nach Ripsdorf. Ueber Bärenfels erreichen wir das Pöbelbachtal, um hinter der Brauerei Oberpöbel den nächsten Höhenrücken zu queren. Oben biegen wir rechts von der Staatsstraße ab. Der Bierweg führt uns hinab zur Wilden Weiseritz. Wir kreuzen sie dicht oberhalb der Thieleichen Sägemühle, umwandern den Nordfuß der Sender Kahlen Höhe und gelangen so ins liebliche Wiesental des Weißbaches. Eßigmühle und Ramm-Mühle schenken uns hier wundervolle Motive für Kamera und Skizzenbuch. Durch Richters Grund oder viel schöner, wenn auch länger, durch den Köhlergrund, steigen wir hinan zu den obersten Häusern von Hermsdorf, hinter denen wir bald die Frauenstein-Teplitzer Straße erreichen.

Unfern von ihr, am Rande des ausgedehnten Töpferwaldes, hat unsere Simmlitz ihre Quelle. Die Landesgrenze, das Alte Zollhaus Hermsdorf und das Oberdorf dieses Ortes sind seine Nachbarn. Der flache Wiesengrund, zu dem uns von der genannten Staatsstraße der Leichtellenweg hinableitet, um sich drüben im Forste in Schwert-, Ringel- und Schiekels-Tor-Weg zu teilen, birgt in der recht ansehnlichen Höhe von 780 Meter die kleinen Rinnsale, aus denen sich bald ein kleiner, klarer Gebirgsbach bildet. Bis zu der reichlich eine Stunde entfernten Weichelmühle fließt er nach Nordwesten ab, immer tiefer in ein prächtiges, waldumraushtes Wiesental sich einbettend.

Ohne Weg folgen wir dem plätschernden Gebirgskinde hinab zum staatlichen Kalkwerke. Hohe umgrünte Halden, oben fein säuberlich eingeebnet laden mit ihrem Wiesenplan zu köstlicher Rast inmitten der Waldeinsamkeit ein, während uns abgebaute Tagebaue einen Blick in 30 bis 40 Meter tiefe Gruben mit senkrecht abfallenden Kalkwänden gewähren. Sie sind Zeugen des jahrhundertalten ergiebigen Kalkbergbaues, der sich im Simmligtal findet.

(Fortsetzung folgt.)

2
Sa
W
es
es
ge
sch
de
10
än
feh
daß
die
K
di
B
S
ha
S
de
S
fo
ge
ha
zu
zu
re
E
da
h
E
f
t